

Lars Clausen

Laudatio auf Arno Schmidt



Lars Clausen, 1995

»Wir gehen weiter vor / Im Ufergebüsch. / Juli und Fructidor / Streifen uns träumerisch«, – wenn ich, 19 damals, glaubte zu begreifen, daß bei diesem Gedichtsauftritt der Revolutionsmonat Fructidor nicht von selbst herausklang, dann bestärkte es mich, daß sein Autor Werner Riegel in einer seiner Streitprosen »Zwischen den Kriegen« darauf erkannte: »Schmidt? Ist der bedeutendste deutsche Erzähler der Gegenwart.« Was vor nun schon 18 Jahren ein unnachgiebiger Text-Theoretiker, und Aufklärer, dem sich hebenden anderen vorausrief, mir war das schlüssig. Daß Alfred Andersch sich noch deutlich früher soweit vorgewagt hatte, wußte ich damals gar nicht, doch sei es heute unvergessen.

Den Fructidor – wir haben übrigens den 10. –, ein neues Zeitmaß, im Sinn, während man doch nur ein schmales Wasser aufwärts begleitet: dabei eben trifft man auf Arno Schmidt. Gerade den Kalender der großen Französischen Revolution hat er durchgesprochen, hat dessen astronomische Sorgfalt, die systematisch aufklärenden Monats- und Tagesnamen – über »Ackerbau und Industrie, die ersten und letzten aller Künste« – erläutert und geehrt: »System muß sein; Zeit zum Chaos hat nur der Schwätzer!« Und es wird auffällig, daß noch ein zweites kalendarisches System viel in Schmidtschen Texten benutzt wird, die den Astronomen wohlgeäußerten, für Jahrtausende durchnumerierten Julianischen Tage (heute ist der 2 441 923.). Sie dienen Schmidt zu allerlei: Die schön-helle Mondnacht aus dem »Werther« am 9. 9. 1771, läßt sich beispielsweise so ganz rasch mit dem Befund überprüfen, daß der junge Autor, allzustürmisch datierend, eine Neumondnacht erwischt hatte. Nach solchen ungenützten Zeitrechnungen ergibt sich als erstes, daß sie wohl klar, wohl motiviert, wohl nachvollziehbar sind – das trifft für des Revolutionskalenders Produktionspolitik ebenso zu wie für die Astronomenpolitik mit Julianischen Daten –, daß wir ändern aber, vorwärtsstrampelnd auf der Arbeitswoche fünfeckigem Rad, uns für neuere Zeitmaße und Zeiten allemal zu durchgeschüttelt vorkommen, so daß wir selbst diesen kurzen Übungssprüngen nicht mehr folgen. Schon also in diesen kleinen Versuchen darf Arno Schmidt ruhig deutlich schreiben – es rückt ihm in seinem gläsernen Mantel bereits niemand mehr aufs Fell. Das ist erst einmal gut für einen, der sich für die Urnennische den Spruch erbat: »Haltet mich nicht auf!« und sich daher gern seine eigene Zeit nimmt.

Arno Schmidt nötigt uns nicht nur, andere mathematisch-politische Zeitrechnungen zu prüfen, er hält es auch mit den Ortsbestimmungen neu und nimmt sich also auch seine eignen Plätze. Denken Sie, als an ein Beispiel, an die Novellen-Comödie »Schule der Atheisten« letzthin: zwei Weltmächte, 2014 übriggeblieben, die Frauendespotie der USA und China (»Flüchte Du, im reinen Osten / Patriarchenluft zu kosten«); dazwischen ein herzynischer Wald; am Rande Eingeborenenreservate; eines in Dithmarschen an der Eider. Darin lebt auch der Greis Kolderup, ruft sich alte Texte und Zeichen herauf und verflucht sie; damit ihn keiner rempeln darf, ist er zugleich Honorator und »Judge of Peace«; er bekommt sogar im Lauf des Satyrspiels einen Titel aus einer alten Zeit der Barbarenheraufkunft – »Exarch«. (Sie erinnern sich an das Exarchat von Ravenna, diese oströmische Restherrschaft mit Langobarden ringsum?) Exarch soll sagen: Außen-Vizekaiser eines Ländchens an den Grenzen der Wildnis. Für die Fremdherrinnen höchstens ein kokett-bequemlichkeitsfernes Touristinnenziel, wofür er dann beiläufig Volksbräuche erfindet, à la »Tabak, am 28. August geraucht, benimmt die Erinnerung«. Auch werden dort die konferenzhalber eingeflogenen Großminister(innen) aus Ost und West durch mannigfache Dosis Vergangenheit so angetörnt und eingewickelt, daß sie sich gar auf einen Duldungsvertrag zu einigen vermögen. Hier hilft nicht Herrschaft – »arche« – und Anarchie auch nicht, eben – zunächst einmal – Ex-Archie. Zudem hat »exarchos« noch so seinen alten griechischen Sinn: Einer der anhebt, beginnt. In solchem Außendistrikt läßt sich mancherlei mit dem Grinsen des Weisen regeln. Ich nehme nur einmal die Kirchen: »Nunja; die Christen mußten sich bereits die Post selber abholen; den Müll selbst abfahren; durften keine (höheren) Ämter bekleiden; ihre Kinder brauchten nicht in die Schule; bei Epidemien wurden sie nur mit Wasser geimpft ... « Ja, »Den deutschen Mannen gereicht's zum Ruhm, / Daß sie gehaßt das Christentum«, – das ist jetzt wieder Goethe, im Alter. Erinnern wir uns anlässlich solcher Christenpolitik: Ein Teil des »Mischmasch aus Irrtum und Gewalt« (wieder Goethe) der Kirchengeschichte ist ja auch gewesen, daß zur Zeit des vorhin zitierten, ein Jahr später gestorbenen Riegel, 1955, eine Art Ardennenoffensive von Gotteslästerungsprozessen gegen Links probiert wurde, auch Arno Schmidt auf seinem katholischen Saardorf desgleichen aufs Kreuz legen wollte und die Hungerexistenz noch einmal zusammenpreßte: Schon verweigerte der Kolonialwarenhändler die Herausgabe von Sanella. Heute mag der Deutsche über solches Vorgehen vielleicht nur lachen, aber damals sah es aus wie der Auftakt zur 49%- Klausel. Doch hätte das Frühstückskartell Christliches Abendland das besser nicht an einem Manne ausprobiert, der als Prosaist- Theoretiker nicht vergaß, was er dem Jakobinischen Abendland immerwährend dankt. Zurück ins Exarchat: Solch ein Gemeinwesen kann sich zuviel Glauben nicht leisten, wie etwa auch nicht der Wissenschaftler es kann, wie nicht der Artist. Schmidts ganzes Œuvre hindurch, immer pessimistischer beibehalten, wird das Denk- und Forsch- und Archiviereiland projiziert: Tellingstedt in der »Schule der Atheisten«, in »Zettels Traum« Dän's Cottage; das Kaff »Mare Crisium« und Iras, die schwimmende »Gelehrtenrepublik«; endlich Südgeorgien im »Faun«. In makropolitischen Randbemerkungen ist ihm ganz Deutschland, ja Europa, allenfalls zu solcher Kulturprovinz künftig noch gut, wie Hellas im späten Römerreich, für bebrillte Leute aus Minnesota und der Tatarei. Und selber kommt er auch aus einer solchen eingesunkenen Kreuzung der Kulturwege, jahrhundertlang Emigrantenzuflucht, zwischen Prag, Dresden, Breslau, auch Berlin: Er hat in der Lausitz die wichtigsten Schul-Jahre zugebracht; an einem Ort, wo die Uhren richtiger gehen als bei uns – in Görlitz, durch das ebenjener Meridian läuft, nach dem die Mitteleuropäische Zeit geeicht ist. Aber dieses in der Schmidtschen Schriftenfolge immer höhnischere Ausfigurieren eines Reservates, die suggestiven, Leser einnehmenden, robinsonischen Reviere; jedes eine vom Glasverhack Schmidtscher Prosa umwallte Kreiszone und Parkwelt, in der man (ausgesondert) weitermachen kann, ist nur die

Negativform eines viel ausgreifenderen Urmodells: seine grenzüberschreitende, aus Wissenssucht folgende Begierde des Entdeckens. Schmidt ist Erforscher. Dieser Duktus ist bei ihm unaustilglichs und nimmt den begeistert jappenden Leser lange Stücken Weges mit. Warum denn hat den Oberschüler, nein, den Jüngling, der Perser Sataspes so ergriffen, den Herodot im Vierten Buch den Weg um Afrika versuchen läßt, der, später gekreuzigt, »verachtend jetzt von dannen reist, / um unbekannte Länder zu entdecken ...« –? Warum geht es in seinen Geschichten über die letzte bekannte Wegmarke hinaus (»eine kleine Steinplatte auf einem flachen Felsenrücken zur Rechten«;), werden im zerstrahlten Arizona die Never-Nevers beobachtet, wird der Einfluß des Buches Henoch auf spätantike Topographien erwogen, das Fermatsche Problem zur Lösung gefördert und finden sich Harz-Thaler in der Stubendecke? Wer so erforscht, ist immer einsam vorneweg; und er bewegt sich dann stets menschenferner im Zahlall der Bevölkerungsstatistiken und Logarithmen, ebenso wie an den verschütteten Quellen der Autoren von gestern. Denn nach rückwärts, in die Ruinenöden der Literargeschichte und deutlich übers Literarische hinaus, dringt er ebensowohl entdeckend vor. Dieser immer noch nicht verheizte, immer noch nicht in Cliques eingesponnene, immer noch nicht fromme Intellektuelle wiederholt dann gerne aus dem ersten Jahrhundert das Gebot für Historiker des sizilischen Diodor: Kein Vaterland – keine Freunde – keine Religion! Verachtung plus Willen, das heißt: Trotz, dürfen Den nicht verlassen, der zu neuen Zeiten und Plätzen aufbricht. Wie hat er bis heute mit dieser Mitgift Trotz gewuchert?

II

Seinen Antrieben zu gehorchen, ist für Arno Schmidt kein Spaß. Sein Erforschen mußte ihn einsam machen, weil es für ihn zumal zu einem schwer vergleichlichen Arbeiten führte: »Ich stehe sehr zeitig auf: Um 3 Uhr muß ich, vor 3: darf ich«, und die Göttin der Schlaflosigkeit weiß er zu beschreiben: »längliches, unglückliches Lächeln; Gesicht mit krankhaft hoher Stirn; ihr Umwurf kunterbunt von Zahlen und pervertierten Wortstücken bedruckt; die Hände zupfen nervös und knicken verstümmelte Halme; am schludrig geschnürten Schuh lehnt ein rundes Schachbrett mit dreieckigen Feldern, eine Maus rennt im Kreis« – da wird einer in der Nacht umher gejagt.

Wenn er jeden Tag so früh mit Arbeiten beginnt, muß ich jetzt Sie daran erinnern, daß »Arbeit« ein sehr aufschlußreiches Konzept auf den Pfaden Jahrhunderte überbrückender Diskussionen geworden ist. Die alten Wörter – arebeit, labor, ponos – sind sich mit den Alten Testamenten etlicher Religionen einig, daß man den Jammer, die Mühsal, den Fluch in der Arbeit erkennen müsse. Sie ist der Zusammenstoß mit der sperrigen Welt, das ist das eine; und Zeit und Gelegenheit werden dem Arbeitenden auch noch gesellschaftlich aufgenötigt, das ist das zweite; und aufs Produkt legen auch noch andere die Hand und kehren es als Waffe oder Ware gegen den Arbeitenden, das ist eine Folge. Schon – und sehr spezifisch - das erste, das Bewältigen der Welt, macht Prosaproduktion auf eine eigene Weise schwierig und schleichend lebensgefährlich: Denn diese besondere Arbeit hat Welt und Ich auf Prosa-Distanz zu bringen.

Das heißt also, erstens, sie hat das »Ich« aus dem Schreiber hinauszudestillieren, um es im Text offenzulegen. Denn, je ich- loser, je objektiver der sich gäbe, desto schwerer ließe sich Schwindel kontrollieren. Der Autor ist bereits selber nicht frei, und sein Text riskiert Wahrheit, wenn er Freiheit von der Person des Autors vorblendet. – Zum ändern muß diese Sorte Arbeit die in der Prosa zu entwickelnde Welt ernst – ernster – nehmen, als die noch unbeschriebne, noch nicht so benannte Realität. Jede Denkarbeit übt das. Sie muß sich also auch zur »Welt«, wie sie so das »Ich« umwallt, in die »kritische Distanz« begeben: Nahe genug heran an die Raubkatze, daß sie sich nicht drücke, aber dann nicht so nah, daß sie einem die Gurgel zerreißt. – Abstand halten

zum eigenen Ich samt Abstand von der Welt, das ist eben riskant, und als Berufsinvalidität bedrohen den Distanznehmenden dann: die Kruste unterm Lid, der Schnitt im Bregen.

Arbeit ist aber nicht nur Mühsal. Klug hat der Synthesenmacher (gefährlichen Ausmaßes) Hegel gerade in der »Arbeit« die Synthese von Mensch und Welt herausformuliert: Bearbeitend erst machen wir die Welt zur Wirklichkeit für uns (die sonst »für sich« bleibt). In der Arbeit werden die Gegenstände zu Aufgaben und Lösungen für die Menschen. Wir selbst, arbeitend, umproduzierend die Umwelt, schaffen somit eine uns selbst zugeordnete, im Produkt als bleibend entgegenstehende Wirklichkeit, in der dann, überhaupt erst, wir uns selber wieder finden können – und dauernd suchen müssen. Wie weit ist die Ausbeutung vorangetrieben worden, wenn jetzt vor dem Fertigwarenlager oder dem Aktenschrank der Arbeitende seine Selbstverwirklichung nicht mehr erkennen kann, verständnislos verneinen muß und will, weil es nunmehr die Verwirklichung ungreifbarer Zwänge ist! Wie weit müssen Zwänge die »Wirklichkeit« darstellen, damit gerade eine von jenen Arbeiten, die Welt und Person beispielhaft mitsammen verwirklicht, die künstlerische, die Prosaleistung, nun schon gar nicht mehr als »Arbeit« mitgedacht wird! und nur noch jene übermächtig fremdbestimmten Tätigkeiten als »Arbeit« gelten sollen, über die der Arbeitsmarkt und Arbeitszwang disponieren.

8 Stunden sind für Arno Schmidt allenfalls Teil eines Arbeitstages. Der Erforscher und die entdeckten Welten schaffen eine neue Wirklichkeit, die wir, uns hineinlesend und -arbeitend, überprüfen können. Sie wird ans Ich und an die Welt dichter grenzen, als wir uns vorher werden haben träumen lassen.

Kurzauskünfte über die Navigationssterne in Arno Schmidts Schriften reichen nun nicht, ob sie auch gleich von ihm selbst nicht vorenthalten werden. Sie reichen hier nicht, weil es eben »kurz« nicht geht. Die »Kunst« gewiß, doch auch »Eros, Landschaft, Reine Wissenschaften« hat man ihn rühmen hören, aber wie viel wäre alleine hier aufzuweisen.

Anzufangen mit den unsern ganzen Tag hie und da und jetzt durchwellenden Hormonschüben, von den Sexualausbrüchen bis zur flottierenden kleinen Gier als Moltofill unserer beschädigten Tage und Nächte: Er nimmt sie wahr und räumt ihnen das angemessene Gewicht ein, was sonst Literaten und Leser gern gemeinsam in verträumter oder feyerlicher Prosa verbuddeln, und das wir vor uns selbst üblen Gewissens verkorken. Und Gewicht spürbar machen, heißt jetzt nicht: mit dem Faustkeil immer auf den selben Auslöser, wie uns der Pornomarkt behämmert. Er heißt, den bis zur Verzweiflung, Innigkeit und Lächerlichkeit vielgestalten Trieb vorweisen, wie er dem Menschenleibe eignet und weit noch darüber hinaus, bis zu den ihm ein Dutzend Händchen zudrehenden Espen und den nicht zu ersammelnden Leibern der Sachen. Und wenn Sie es lesen, wie im »Steinernen Herzen« Walters und Friedas Finger so durch die Familien-Knopfschachtel pfteln, dann wissen Sie, daß es niemals naiv-suggestive Schreib- und Lese-Piècen sind, sondern es bleibt unverhohlen, daß selbst die Schilderung der Knöpfe unsere verhornten und perlmutterlichen Triebrudimente trifft. Das aber reicht hinaus bis in die Groß-Dinge, in die von Schmidt in tausend Beleuchtungen konterfeiten Landschaften. (Daß ihm dazu meist die Lüneburger Heide dient, ist zum Teil Resultat dessen, daß die in der Erscheinung so ähnliche, erdzeitalterlich freilich viel ältere Lausitzer Heide sein Wohnsitz nicht werden konnte.) Landschaftslob hat eine lange und gerne irreführende Tradition ästhetischer Diskussion über das Naturschöne im Gegensatz zum Kunstschönen veranlaßt: Die Kategorie »Landschaft« ist nämlich etwas anderes als »ein Stück Natur« – Georg Simmel hat darauf verwiesen –, sie spiegelt je und je eine – künstlerische – Erkenntnistat wieder, die sowohl »eine in sich geschlossene Anschauung als selbstgenugsame Einheit« vorstellt, als daß sie sich auch dynamisch mit allen Einwirkungskräften von außen, mitsamt dem Betrachter, vermischt; und

dann sucht Simmel den Vergleich: » – wie das Werk eines Menschen als ein objektives, selbstverantwortliches Gebilde dasteht und dennoch ... mit der ganzen Lebendigkeit seines Schöpfers« verflochten bleibt. Denkbar dicht ist die Herausarbeitung einer Landschaft hier an die »Arbeit« herangerückt. Und haben auch andere auf diese Weise landschaftliche »Wirklichkeit« überhaupt erst für den Lesenden, dann Sehenden geschaffen – so wie Brentano die engen Täler am Mittelrhein zum deutschen Rheinpanorama schuf –, Schmidt weist es jetzt bei anderen nach wie er es längst bewußt selber übt, als Bestandteil der Landschaft: redlich alle Sinne des Schreibers darzutun. Wie denn anders? »Füllest wieder Busch und Tal / Still mit Nebel-Glanz, / Lösest endlich auch einmal / Meine Seele ganz«...

Dazu die ins Unerforschliche weisenden Folgen und Koordinatenbüschel der Reinen Wissenschaften, auch sie mit dem Treibsatz Libido verfolgt: »Wer nicht die Gabe hat, über Statistiken wahnsinnig zu werden«, soll kein Erforscher sein. Hier hinein kann sich, ohne im Schwall unterzugehen, nur der Kontrolleur der Maße und Gewichte trauen: »Der Landmesser«, so vermerkt der Landschaftler und Tabellenmacher Schmidt im »Kosmos«, »reinigt die Welt; von Wirnissen, von Unübersichten, von Nurmythologischem«. Die mathematische Sorgfalt, die der Prosa- Astronom Schmidt den himmlischen Körpern zugewandt hat, die die Erzählzeiten seiner Bücher am genauesten zu datieren erlaubt, haben wir bei der en passant-Kontrolle des »Werther« vermerken können: Doch welches deutschsprachige Land hat sich bei der zum Sprichwort gewordenen schönen Fülle Schmidtscher Mondbeobachtungen und -benennungen, angesichts gar des in einer ganzen Erzählebene auf den Mond versetzten Experimentalromans »Kaff« bewogen gefühlt, bei der Internationalen Astronomischen Union in Cambridge, Mass., vorzusprechen, daß endlich eine Wallebene auf der Rückseite des Mondes, am Arsch der Welt also, nahe am Mare Ingenii, nach Schmidt heiße?

Das bei aller Aufzählung hier so schwer bewußt zu Machende, das aber von Arno Schmidt wirklich als erstem Deutsch Schreibenden mit solcher Systematik Unternommene: ist der hohe Grad an Überlegung, mit der er – von den Kleinmaterialien unserer Kultur bis hin zu den Syrten des Mars – immerzu ichvermittelnde Mikroprosa braucht. Das heißt, er versucht, die ganze Assoziations-Aura der Prosabrocken, der »Wortkeime«, zu nutzen, ohne dem – niemals gering geachteten – Sinn auf der Oberfläche etwas zu nehmen, damit er alles Denken/Fühlen/Strudeln der Person zugleich wiedergebe. Er hat sich dafür sehr gründlich am Expressionismus, dann bei Freud geschult, zumal an dessen Analysen des Alltagslebens, ist darüber auch nicht zum Exegeten geworden, sondern zum Verwender. Da jeder Sprachbrocken, jeder: Zungenschlag Unterschiedliches anklingen läßt, und da Arno Schmidt dann gleichzeitig auf zwei (und mehr) Sinnebenen diesen Prosateil verständlich montiert und zwiefach leserlich hinschreibt, kann man freilich die resultierenden Texte nicht mehr in einem Zuge herunterkippen. Bisher auch fehlte es bei solchem Vorhaben daran (und ihm selbst ist darin zuzustimmen), daß die Modernen, die durchaus diese Mehrbödigkeit der Texte vorlegten – wie Carroll, Döblin, Joyce, Céline –, es gern dabei zu individuell verschlüsselten. Derlei hängt auch den bemühten Leser ab, dem Schmidt dann mathematisch und psychoanalytisch (von Formeln an bis zur trans-Dudenschen Rechtschreibung) die mehrsträngige Prosa sinnvoll erhält. Seien wir uns klar darüber, daß dies herzustellen schwieriger ist, als einen Gesang der Odyssee ohne Verwendung des Buchstaben »r« nachzudichten.

Die mehrfach sinngebenden Lautmoleküle, die in einen Text hineinzuverweben sind, heißen bei Schmidt bekanntlich »Etym«, und in Etym-Fusionen liegt wahrlich eine ungeheure Prosa-Kraft, so sie kontrolliert vor sich gehen: Dem auslaufenden Ich unserer Wund-Träume, dem enteigneten Ich unserer Arbeitssituationen bleibt nämlich diese Neu-Prosa auf den Fersen, sie spürt seine

Wünsche/Verwünschungen im ärgsten Quirlen und Twisten unseres Sprechens und Denkens auf, sie restituiert uns das Fremdgemachte. Zugleich führt Schmidt vor, über welche Transmissionen uns die Welt zu Wirklichkeiten wird, und dies eben nicht fibelanalog, in Alt-Prosa mit ausgesuchten Etym-Lektionen vom »i!« an, sondern in einer immer mehr entwickelten Kunst, deren Ausdruck jetzt »Zettels Traum« ist, das riesige und gar nicht so schwer zu lesende Buch – keinesfalls das Ungetym für maulaufreißendes Staunen und Marketing. Wer erst durch einen Etym-Roman diesen Ausmaßes lesend gedrunken ist, den durchklingelt diese Prosa derart, daß ihm die Mehrbödigkeit und das Verräterische in allem Gesprochenen zu Selbstverständlichkeiten werden. Der Leser ist also nicht herumgeschubstes Objekt eines Prosaexperimentators, sondern lernendes Subjekt, das am Ende große Stücke seiner selbst und seiner Welt für seine Wirklichkeit gewonnen hat. (Nicht-Schmidtsche Texte werden freilich dadurch deutlich langweiliger, trotz all ihrer jetzt vorschmeckenden unfreiwilligen Komik.) Denn wo ein Wort tausend Fäden regt, da lauern die Witze. Arno Schmidt ist der schärfste Pointillist deutscher Zunge!

Das schöne spielerische Kuppelprodukt solcher Methode ist zudem die Schöpfung magisch funktionierender Partien: Faunen-Auen blinken, Irrlichter erscheinen auf I Wort, und nur Etymen verraten, daß am heißen Teich das eine Trüppchen Sommerfrischler ein Haufe sich rüstender Wettergeister ist. Da liegt so manche Spur weißer Kiesel, die Hänsel auf dem Weg in den Wald hinter sich gestreut hat, bis dahin, wo Schmidts Ich-Erzähler mit Worten wirklich hexen. (Ich verrate nicht wo, auch ein Altprosa-Leser kann darauf kommen.) Man darf andeuten, daß Der den Worten etliches Bannende zutraut, der mit ihnen ungezählte Synthese- Versuchsreihen protokolliert hat.

Kontrolliert wird die Phantasie durch eben seine Methode. Denn die verarbeitete Person kann sich nur in vielen sozialen Figurationen konstituieren, und Schmidts Subtilität, die soziale Konstellationen und deren Abläufe wiedergibt, ist unerhört. Schlimmer und genauer hat keiner das deutsche Bureau der frühen Vierziger Jahre samt seinen Bediensteten zerlegt, wie Schmidt in den wenigen Szenen seines »Aus dem Leben eines Fauns«, und »Genau so war es!« sagt, wer die Hitlerei aus dieser Schreibknechtsperspektive mitgemacht hat. Der Beamte Düring hatte vom Fenster noch den Marsch-Zuck der »Ein Lied« vom »heiligen Land dea Treu« ausstoßenden Kolonnen mit einer Larve als Gesicht anzuhören: »Ich nickte nicht höhnisch, ich lächelte nicht bitter, ich nicht!« Gegenüber der Verwaltungswelt, die er lange genug mitgemacht hat, erklärt sich dann abermals seine Faszination durch die immer weiter von den Menschen Wegwandernden, die Deserteure, Emigranten ins Südland, Westland oder übers Schwarze Meer, den Nullten Stand, wie er ihn benannt hat. Dazu nenne ich unter seinen vielen Übersetzungen (die mehr noch als das Original vermitteln, weil hinter dem treulich nachgeschaffnen alten Werk zunehmend das Bewußtsein von heute sichtbar gehalten wird) nur James Fenimore Coopers »The Wept of Wish-Ton-Wish«, die diese sehnsüchtige Intimität mit dem Grenzbewohner belegt, der doch immer vor der Folie der Stände, Klassen oder Horden zu sehen ist, die ihn vertrieben haben. Bei dieser Arbeit macht Schmidt sogar - ausgesprochen – kulturanthropologischen Gebrauch von seinen Kenntnissen. Am Besten jedoch sind seine Gesellschaftsanalysen den Flüchen und Verkrüppelungen seiner Akteure abzulesen, und immanent stets der wort- und zeichengetreuen Wiedergabe ihres Handelns, und am realsten der eignen geschilderten Lage:

Denn nichts ist ihm genauer bekannt. Seine Prosa ist ein schwarzer Existenzspiegel eines Primaten, den Linné noch nicht hat, des »Gehirntiers«. Gehirntiere sind eine Klasse für sich. Der plebejische Intellektuelle Schmidt aus Hamburg-Horn weiß, wo er herkommt, was er hinter sich hat, wo der Feind dabei stand; das »in tyrannos!« fehlt ihm nicht. Aber seine zentrale

Themenfigur, deren Unabdingbarkeit ihm zu Recht bewußt bleibt, kann nur die unruhigen Begegnungen des Formulators mit den Leuten sein, deren Denkschwächen die Zeichen unterschiedlich hergestellten Elends sind. So gelingen ihm die kleinen Leute, die nahezu ausschließlich seine Bücher bevölkern, aufs Unheimlichste, und unter ihnen die schwächstgehaltenen unserer Gesellschaft am einfühlungsreichsten: die Frauen. Und immer bleibt er dabei der Distanztechniker, der sich diesen Gruppen nicht eingliedern kann – um nicht zu lügen. Das Gehirntier ist nicht »sociable«; lebt ungesellig. In seiner Genauigkeit aber wird es ihnen gerechter als wir und kann sie ansprechen. Indem er jetzt seine zur Isolierung genötigte Existenz einarbeitet, hält er die Interessendifferenzierung fest. Diese wegzureden, bringt den Verstandesbruch in so viel Intellektuellenexistenzen, die altruistisch über ihren Schatten in andere Klassen hineinspringen möchten, – ohne immer den immensen Kopfarbeiten gewachsen zu sein, deren es hier bedarf: Wer in finsternen Zeiten kurz und ohne Wiederkehr lebt, muß erzgeschickt denken – oder viel unbedacht lassen, um sich zugleich klug und gut vorzukommen. Auch Arno Schmidt entzieht sich nicht diesem Dilemma. Seine Antwort ist rasendes Weiterarbeiten, ein leviathanischer Pessimismus, eine im Lauf seiner Werke vom Ingrim zum Hohn übergehende Inkrimination von Weihrauch- und Waffenfans und zur gleichen Zeit das inständige Offenlegen seiner Arbeit für alle, die sich klar werden wollen.

Aber, so unverächtlich er immer den »Stoffen«, zumal durchaus den politischen, gegenübersteht – denken Sie an den einen seiner großen plädierenden Funk-Essais, den über Oppermann, also über die Notwendigkeit des politischen Romans –, wichtiger noch ist ihm die (bereits angesprochene) personrekonstruierende Theorie der Prosa-Kleinformen, – am wichtigsten aber der zweite Aspekt der Makroprosa, also die formal eindeutige Beziehung sozialstrukturierter Stoffe auf Prosa-Großformen. Ich erinnere hier einfach nur an seine »Berechnungen«, zwei theoretische Aufsätze, deren erster bereits vier neue Modelle und deren soziale Entsprechungen nennt, und für die erste Form schon gleich ein Schreibprogramm für sieben logische Varianten vorlegt und durch jeweils entsprechende mathematische Bewegungskurven erläutert. Das reicht in den Kurvenvariationen bis hin zur Lemniskate, recht ein Stoff für die Gelehrtenrepublik. Solche Muster (wie »Musivisches Dasein«, »Erinnerung«, »Traum«, »Längeres Gedankenspiel«), zu denen weitere traten (wie im Dauergespräch die blickwinkel-wechselnde, komplex-historische Materialien aufarbeitende Biographie »Zettels Traum«), sie sind deswegen so sehr beachtenswert, weil keine von ihnen den enthobenen, weihmässig drüberschwebenden Autor voraussetzt. Jede dieser Formen soll gleichzeitig den Verfasser mit dem Leser in Verbindung halten, und diesem helfen, die Sicht des Schreibenden zu erkennen. In der »Gelehrtenrepublik« verweist er einmal auf den – Vielrechnern und Vielbeobachtern wohlbekannten - »persönlichen Fehler«, eine individuelle Verzerrungsgröße, die aber zahlenmäßig durch Erfahrung so faßbar wird, daß man mit einem normierten Zu- oder Abschlag bei den Rechenergebnissen dieser Leute die Richtigkeit herstellen kann: Dahin zu kommen, mit seinen Prosatheorien, das wäre schmidtsch. Die Legierung sozialentsprechender Großformen mit personensprechenden Kleinformen anhand der besterreichbaren Wirklichkeit, also der historisch hergestellten Gegenwart, dies unternimmt sein Schreiben. Hinter solchem Verflechten von Makro- mit Mikroproblemen erkennen wir ein Dauerthema gegenwärtiger Gesellschaftswissenschaft. Die klugen und die schnellen Versuche, Marx und Freud zusammenzubiegen, sind da nur ihr deutlichstes Indiz. Arno Schmidt arbeitet an unseren Dauerproblemen nun seinesorts. »- Wer sie nicht durchgedacht, / Der darf sich keinen Künstler nennen; / Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht, / Muß man es erst recht sicher kennen.«

Arbeit – und hier künstlerische, schriftstellerische Arbeit - schafft erst erfolgreichen Falles Wirklichkeit. Wir können ein Urteil versuchen, wie sehr Arno Schmidt Realist sei. Drei Wellenlängen der Realitäten greife ich heraus.

Zum ersten: 1956, siebzehn Jahre erst her, erschien Arno Schmidts »Das steinerne Herz: Historischer Roman aus dem Jahre 1954«, und neben sehr viel anderem enthielt es die ersten, ich sage die ersten mittels Roman in der Bundesrepublik Deutschland herausgekommenen Beobachtungen des Alltags der Deutschen Demokratischen Republik, die nicht Kalten Krieg, sondern: kühlen Kopf dartaten. Den hatte die realitätsverstellende Furcht westdeutschen Schrifttums bis dato nicht aufgewiesen, und es kam drei Jahre vor Uwe Johnsons Durchbruch mit den »Mutmaßungen über Jakob«. Ebendieser Alltag, sonst der Kompost unsrer Bewußtlosigkeiten, wird bei Schmidt gerettet, deszwecks wörtlich neu erschaffen, damit ewig: die heidnisch neue Erde. Schmidt konnte sich somit das Joycesche Problem, einmal alle Dimensionen eines einzigen Tages zu referieren, abermals stellen und klarer lösen: abermals in »Zettels Traum«.

Zweitens, aber, ist der Alltag keine einfach freizulegende und auszuleuchtende Kristalldruse, – er vergeht mit seinem eignen Schein vermengt, der uns glauben machen soll, es wäre ein schöner Wohnen in ihm, schöner als mein Nachbar, wenn ich nur etwas schneller als Der den Warenhauskatalog zurate zöge. Derlei vorsortierte Authentizitäten der Werbewelt, der Sekundäre Alltag ,»;gut für de Kollonien«, wie Kolderup weiß, sie werden bei Schmidt genauso aufgeschlossen und ausgewertet. Es ist der Song unsrer Niederlagen: Welch ein Unmaß an enteigneter Welt haben wir Unser zu nennen, daß ich als Paradox herausstellen muß: Arno Schmidt kann sogar »Quelle« als Quelle nutzen. Der dritte Bereich der Realitäten, der der Sprache, legt unser ärgstes, in der Literatur verzweifelt wiedererscheinendes Selbstfremdwerden offen: Bei Arno Schmidt wird Sprache wieder kenntlich! Es war ein schlechtes Zeichen, als 1960 ganze Gruppen Schmidtleser erst einmal abschlafften und sich zu beschweren anhuben, das Buch »Kaff« nun könne man nicht mehr lesen. Warum denn nicht? Nichts eben war weniger »Schreibe«! Diese Klagenden konnten nämlich Gesprochenes nicht mehr lesen. Das ist auch unsere eigene Verstümmelung: Die Sinnlichkeit des Sprechens entwischt uns immerfort, das Sinnen-Geschäft wird uns dauernd verdorben. Dabei ist der Mensch das alltäglich-sprechende Tier, und diese Alltagssprachwelt merkt sich Arno Schmidt und gibt sie wieder, hauchgetreu. Ist Ihnen die sprachtheoretische Figur der Wissenschaftstheorie geläufig? Danach bedarf jede widerspruchsfreie »Sprache« eines logisch konsistenten Wissenschaftsbereiches einiger Axiome, Voraussetzungen, die innerhalb dieser Sprache selbst nicht mehr definiert werden können, sondern nur in einer anderen, der »Meta-Sprache« des Systems. Die Metasprache ihrerseits ist als »System« genauso faßbar und hat für ihre eignen Ausgangsdefinitionen eine weitre Metasprache nötig. Und so dann weiter, stufenweise zum Abgrund. Die tiefst- äußerste Meta- und Basissprache ist dann die »Umgangssprache«. Hier fällt den Erkenntnistheoretikern endgültig das Kinn auf die Brust; dem Arno Schmidt aber so wenig, daß er der beherrschten Alltagssprache noch den Metaprospert der Etymen geben kann, hinter dem nun wirklich das Tun anhebt, wo alle dann wieder das Kinn recken.



Der angedeutete Umfang der Schmidtschen Arbeit, ihr mehrdimensionaler Realismus, wird unaufhaltsam Leser gewinnen, und sehr unterschiedliche. Wo Einer neben den drei von Freud konstatierten Person-Instanzen einer Vierten Sprache verleiht, andererseits auch aus dem Hades Statistiken beibringt, zeigend etwa wie oft am Tage ein sicherer Goethe falsch zitiert wird; wo

einerseits angegeben wird, wie man aus der gescheuten Gralsburg der Universitätsbibliothek ein unwiederbringliches Buch rifiniert erbeutet, und andererseits durch die, mittels Text- Theorie, neu erreichte Autor-Leser-Kommunikation das (von Gustafsson aufgeworfene) Richthofen-Problem textlicher Authentizität in des Wortes dreifacher Bedeutung aufhebt, da kommt kein Leser zu kurz. Nichts läßt sich, auch unliterarischen Hörern, so gut vorlesen.

Noch in der Intensität halbverkrampfter Leserreaktionen wird seiner Ordnung der Weite und Fülle geantwortet. Sammellust nach Schmidt-Materialien oder gar die Rückverzettelung des aus so vielen Zetteln gewonnen Werks sind dann nicht lächerlich, sondern ein Zeichen fürs Zusammentreffen seiner Überzeugungskraft mit unseren konditionierten Reflexen. Daß Schmidt verschlüsselt, ist kein Hineingeheimnissen: Das sind Lehrspiele, Lockrufe aus dem Zeit-Tunnel, mit denen er seinen Lesern Freuden macht. Kompliziert wird es erst, wo er die Sinnstränge nach Werks- Vorschrift vulkanisiert! Das beste Beispiel unverstümmelter Reaktion auf Literatur gibt er selbst: Für ihn sprechen die toten Kollegen noch, sind wirkliche Mitmacher (nicht unähnlich dem, wie uns Alle doch einige Tote leise bestimmen). Ihm leben sie (könnten es auch uns): Brockes, Schnabel, Wieland, Wezel, Müller, Moritz, Meyer, Tieck, Pape, Fouqué!, Schefer, Wildenhain, Gutzkow, Oppermann und mehr unbekannte Deutsche: »Goethe, und Einer seiner Bewunderer« nennt er, den Fouquétitel von 1840 wieder aufnehmend, seine hierorts aktuellste Heraufzitiierung - lesen Sie es, wie er von seinem Sitz den Gewaltigen lüftet. Da haben wir ihn. (Sollten freilich die Gespräche mit heraufgerufenen Kollegen gar zu unbedingt erscheinen, so entnehmen Sie die Schmidtschen Bisse des Gewissens seiner Höllenfahrt-Novelle »Tina oder über die Unsterblichkeit«.) Gewagt hat er sich bis ins Altertum; Werner Riegel urteilt dazu richtig, daß Arno Schmidt »die Antike so darstellte, wie sie von uns begriffen werden kann«, – so, wie für seine Zeit Machiavelli 1518 den Livius und wie den Homer 1861 Schefer verständlich machen konnten. Doch, wie aufschließend auch Schmidts Stücke sind (»Enthymesis oder Wie Ich Euch Hasse«, »Alexander oder Was ist Wahrheit«, »Kosmas oder Vom Berge des Nordens«), heute, wachsameren Anspruchs, warnt er vor solchen Versuchen. Denn die zeitliche Ferne ist etymberaubend, Psycho- und Sozioanalyse des Alltags können nicht mehr komplett sein. Das Superbeispiel des mehr als mesmerisierten, des lebendigeren Toten gibt er uns an Edgar Poe. »Zettels Traum« ist zugleich eines seiner Beispiele unerbittlicher Selbstkorrektur. Da das Magnum Opus »Fouqué und einige seiner Zeitgenossen« aus Existenznot 1958 nicht auch noch seine adäquate (polyphone) Form erhalten konnte, wurde das Vorhaben noch einmal an einem anderen Dichter durchgeführt. Poes Leben, eben noch in die Feineinstellung zu bekommen, vernetzt sich, weil es anders nicht gelänge, ganz mit dem des Schreibers und mit unserer Zeit. Indes die Dialoge immer unsere Kritikfähigkeit erhalten, werden wir Leser durch die Mikroprosa chymisch verwandelt. Lesend lernt man lesen; Hören und Sehen kommt einem. Am Ende hat man die Methode inne; verwendungsfähig. Schmidt wird also in seinem eigenen Sinn nicht immer einsam bleiben. Einstweilen allerdings ist seine Arbeit noch »ein verschränkter Ahnen=, & Enkel=Dienst«. Er hat mehr Zeit=genossen als wir.

Wer bis zur Hundertstunden-Woche arbeitet und so viel von sich hergibt, dem ist viel Ausbeutung vorherzusagen. Auch Autoren schaffen mehr, als sie dafür erhalten: Ihre Bücher werden vermarktet; relativ weniger Arbeit wird ihren Verlegern relativ mehr Gewinn erbringen. Das heißt natürlich: der Verlegerschaft. Denn so ein einzelner Verleger (dem irgendwann auch einmal die Luft ausgehen mag), der hat wohl schon fündig und tapfer sich einem noch unbekanntem großen Autor verbündet und wirft beim Wort »Mehrwert« nur die Handfläche hoch. Doch die Ausbeutung geht übers Geld hinaus, bis hin zum Aussaugen der Person, daran viele Medien teilnehmen. Selbst Arno Schmidts Unzugänglichkeit am inneren Rande Niedersachsens, also seine

Widersetzlichkeit, wenn man ihm über'n Arbeitsplatz latschen will, wird versuchsweise zum Markenartikel stilisiert. Wo einer Dichterlesungen als ebensoviele Umwege, Interviews als Kommentar unter Niveau, Laufbesuche als Zeitverpraß, Freundschaften als fremde Hand beim Justieren der Geräte fürchtet, – da mußmaßen andere die Spekulation auf eine Eremitenrendite.

Dabei ist diese Abwehrhaltung überhaupt nicht einmalig, dem Arbeitenden vielmehr wohl vertraut. In allen Betrieben, wir wissen es doch, gibt es ständige innerbetriebliche Resistenz, deren Aufgipfelung nur der Streik ist: So wird überall gebremst, um sich den Rücken gegen Chef und Zeitnehmer freizuhalten und die Arbeitsbedingungen nicht völlig aus der Hand zu geben. Zeigen tut dies nur, daß, wer seine verkaufte Arbeit nicht rückhaltlos ausliefern will, stets versucht, seine Arbeitssituation etwas selbst zu formen, also abzuschirmen, seis allein, seis mit Kollegen zusammen. Das ist bei dem Heimarbeiter Arno Schmidt gar nicht anders. In seinem Blocken und Witzeln erkennen wir Widerstrebenstaktiken anderer, zumal auch künstlerisch abhängig Arbeitender wieder. Gibt er nicht mehr als Jeder von sich weg? Und soll er es dann nicht nach eigenem Maßstab dürfen? So braucht er zur Abwehr seine Beharrlichkeit, die unbeschlechtige Physis des Vogels Kirschdieb. Seine einzige Pressekonferenz bislang fand in der Literatur statt. Er hatte damals Goethe durch Darmstadt geführt. Er treibt auch nicht durch seine Abgeschlossenheit einen Preis hoch, um abzukassieren. Er ließ die Schuld der Gesellschaft einfach weiter anwachsen. In einem oligopolistischen Öffentlichkeitsrudiment, wo Gewichtheber-Rezensenten Besprechungen von »Zettels Traum« mit dessen Kilozahl einzuleiten beliebten, hielt er auf Distanz. Ein zarter und unausgepoverter Mann mit einigen professionellen Attituden.

»?>Dichter Ehrung in Deutschland? –: aber Liebe=gnädige Frau!: am 28. 8. 1823, (also zu seinem 74. Geburtstag), haben Studentn GOETHE ein »Pereat!« gebracht; und Ihm die Fenster eingeschmiss'n.«

Wessen Bundesgenosse könnte Arno Schmidt wohl sein? Was boten ihm unsre deutschen Staaten? Dem Jahrgang 1914 ein Abitur, in dem der Expressionismus entartet hieß. Nichtsda Studium; – eine Anstellung in der Textilbranche, der Artilleriedienst am Führer nahmen ihm Jahre. Die verlorene Bibliothek: »Das werde ich nie vergessen, wie ich zum letzten Male vor meinen Büchern stand und mich abwesend in den Räumen umsah.« Gefangenschaft, einen Dolmetscherjob, Winters Umsiedelei. Atheistenverfolgung, Darmstädter Inseldasein, heute am Heiderand im alten Musterkönigreich Westfalen. Schon früh verbündet mit einer Lebensgefährtin, aber Buch-Mißerfolge über Jahrzehnte, Ehrungen so häufig wie der Kopffsche Komet. Nun den Goethe-Preis, diese Wiederaufnahme fürst-bürgerlicher Repräsentation durch das machtlose Frankfurt am Main, – weniger ein Bündnis, mehr daß eine unserer politisch/fiskalisch/ökonomisch ausgenommenen, fast schon immobilisierten und unregierbaren Großkommunen eine vagwackre Geste macht. Auch in der Phase steigenden Ruhmes bleibt Arno Schmidt mißtrauisch, zwischen den Kriegen; und die Paulskirche ist klassischer Boden für das Hirnflimmern im »Leviathan«. »Um das Wesen des besagten Dämons zu beurteilen, müssen wir uns außer uns und in uns umsehen. Wir selbst sind ja ein Teil von ihm.«

In diesem Leviathan ist der Arbeitende bündnisfähig – noch nicht verbrüdet – mit anderen Arbeitenden. Und keiner hält seine Türe weiter offen als Arno Schmidt. Aber man muß auch über die Schwelle. Dazu sagte Tante Hete in »Kaff« etwas Warnendes: »Ich red kain' Uhrmacher rein, der'n ganßn geschlag'n Tack, midde Luupe in'n Auge, in seine Wärk=statt hockt.: Unn Einer, der'n ganßn Tack nur s=tudiert, unn Worte zusamm'bastlt –: tja Der kann natürlich leichd Schon=machn, die'n Annern einfach nich begreift.« Begreifen kann man »Kaff« und auch, wie diese Arbeit Last heißt und Wirklichkeit verschafft und sogar, ab welchem Maß der Selbstplanung Arbeit herrlich wird, – dies eine Spektrallinie Realismus im farbigen Band hoffnungsvoller Utopie

künftiger Selbstaneignung von Arbeit. Freiheit ist das noch nicht, Gleichheit kann es nicht werden, und Brüderlichkeit? Vielleicht: verlässlicher Trotz.

Näher rückt er den Wissenschaftern. Denn er gibt der Kunst, hier der literarischen, die Ziele einerseits unermeßlichen Einbezugs alles Einmaligen und andererseits kühner Vorwegsynthese: zwei Aufgaben also, die die sich zwischen diesen extremen Erkenntnisprogrammen bewegenden Wissenschaftler erst zuallerletzt gelöst nennen dürften. Wir Soziologen haben es gelernt, daß wir so Komplexes gar nicht lehren können, wie es etwa Fontanes »Stech1in« und Rühmkorf: »Über das Volksvermögen« erbringen. Wir empfehlen solche Bücher dann mit dem Ausdruck des Zögerns einem lesenden Anfänger. Die Faktenauswahl, die Synthesen des Schriftstellers sind wissenschaftlich gewiß kritisierbar, aber eben nicht einholbar. So wird diese gesellschaftliche Arbeit von Wissenschaftlern und Literaten, unkoordiniert übrigens, geteilt - und von jedermann wieder, denn jedermann macht sich, in gesellschaftlichen Figurationen beweglich, seine Wirklichkeit zurecht und leidet dementsprechend an deren mangelnder Obereinstimmung mit seinen Erwartungen, seinen Hoffnungen. Keiner schafft es alleine, dies ist die politische Komponente aller. Für jeden ist das Pensum übergroß; Ängste machen es nicht kleiner; daß Schmidt sein Pensum erfüllt, ist gewiß.

»Gegen Abend steht Abbas dann in einem Hofzirkel, in welchem goldene, weingefüllte Schalen herumkreisen; mehrere von mäßigem Gewicht, einige aber durch einen verstärkten Boden so schwer, daß der ununterrichtete Gast den Wein verschüttet, wo nicht gar den Becher fallen läßt. Und so trinkt man im Kreise herum, bis einer, unfähig, länger sich auf den Füßen zu halten, weggeführt wird oder zur rechten Zeit sich hinwegschleicht. Einer verliert sich nach dem andern, bis zuletzt der Herrscher allein bleibt ...«

Dies Goethe, noch einmal. Arno Schmidt weiß, daß selbst Observatorien in Rauch aufgehen können, und uns gilt es: Noch ist das Auge dieses Jahrhunderts nicht geschlossen.